

Arthur Schnitzler an Georg Brandes, 3. 2. 1897

Wien, 3. Feber 1897.

Verehrtester Herr Brandes,

Sie haben mir einen so herzlichen Brief geschrieben, das freut mich sehr. Es gehört wohl zu den angenehmsten Erfahrungen, einen Menschen, der einem längst viel bedeutet hat, sich auch menschlich nah zu fühlen. Lassen Sie mich das weiter glauben.

Die Milde, mit der Sie mein Stück beurtheilen kommt zum großen Theil wohl daher, daß Sie merken, ich selbst schätze es richtig. Ich meine, man schätzt sich und, was man macht beinahe immer richtig, wenn man nur überhaupt auf einem gewissen Niveau steht (Wo ist nur dieses Niveau? Da steckt die Schwierigkeit!) Man kennt sich selbst, und das Streben, nur halb unbewußt, geht dahin, sich selbst miszuverstehen, was ja freilich nicht angenehmer ist als sich zu kennen. Das Leben will im allgemeinen doch, daß wir zur Klarheit über uns gelangen.

Wie kommt es nur, daß Sie mich nach dem Anatol für leichtsinnig hielten, jetzt für ernst? Und doch ist vielleicht beides richtig. Ich bin leichtsinnig in der Art wie ich in Erlebnisse stürze und schwerlebig durch die Art, wie sie sich dann meiner bemächtigen. Ich glaube, jeder Mensch hat einen großen Lebensfehler, der ihn abhält, sein Wesen zur möglichen Vollendung zu bringen; meine Sünde mag sein, daß ich nicht verstehe, was zu Ende zu leben. Daher befinde ich mich meist in einem Zustand beträchtlicher innerer Schlamperei; Dinge, in denen ich eben stehe, sind in Wirklichkeit vorbei; andre, die lang zu Ende gelebt sind, haben ihren Duft zurückgelassen – und der Duft von todtten Sachen ist nie schön, die Blumen auf den Gräbern sind eine traurige Ausflucht. Ich glaube mit dieser unreinlichen ja fast unmoralischen Art inneren Lebens hängt es auch zusammen, daß ich beinahe in jedem Einzelfall gedanklich mit allen Möglichkeiten einer Weiterentwicklung fertig bin – und daß ich den Ereignissen selbst meistens als ein verblüffter gegenüberstehe.

Jetzt eben hab ich manche Verdrießlichkeiten durchzumachen, die mich im Arbeiten ja sogar im ordentlichen Lesen stören. Aber bis zum Frühjahr muß manches in Ordnung kommen, und ich will ein bischen fortreisen. Da nehme ich mir Ihren »Shakespeare« mit worauf man sich freut, das soll man in Ruhe zu durchleben suchen; auch Bücher. Wenn mir was einfällt während der Lecture, werde ichs Ihnen sagen, da Sie mir das so freundlich erlauben. Daß mir Ihr Buch gefallen wird, ist sicher; nicht einfach deshalb weil ich weiß, daß alles was Sie schreiben schön ist sondern weil alles was Sie schreiben, Sie sind. Und das ist viel, das ist alles beinahe. Sie selbst haben das heuer in einer dieser wunderbaren Kopenhagner Stunden so einfach gesagt: »Was einer schreibt und ob er schreibt, ist eigentlich gleichgiltig, es kommt drauf an, wer schreibt –« Sie sagten es anders, besser, aber der Sinn war es.

Ihre Briefe haben fast alle etwas Wehmuth; Sehnsucht nach Einsamkeit und Schmerz über Einsamkeit liegt darin, beides. Im übrigen gibts denn etwas, was traurig macht oder luftig macht? Ich meine, was die tiefere Trauer und die echte

Heiterkeit gibt? Wir find wie wir find und das Leben hat fast so wenig Macht über
 uns wie wir über das Leben – Nun aber fange ich an das Gegentheil von dem zu
 behaupten, was am Anfang dieses Briefes steht. Das läßt einen Verdacht gegen
 mich selbst in mir neu erwachen; daß ich nemlich nicht klug, sondern »geiftreich«
 bin. Es sind wohl nur Anfälle.

Richard Beer-Hofmann bittet mich, Sie herzlichst zu grüßen.

Was ich zunächst schreiben möchte, ist eine Komödie, sehr gefund, sehr frech, und
 wo einer siegt. Denn bis jetzt sind meine Leute immer recht schäbig zu Grunde
 gegangen – und selten war es ein schöner Kampf.

– Für heute, mein verehrter Herr Brandes, sag ich Ihnen einen herzlichen Grufs,
 vielen innigen Dank und bin Ihr treu ergebener
 Arthur Schnitzler

© Kopenhagen, Det Kongelige Bibliotek, Georg Brandes Arkiv, box 125.

Brief, 2 Blätter, 8 Seiten

Handschrift: schwarze Tinte, deutsche Kurrent

Ordnung: mit Bleistift von unbekannter Hand nummeriert mit »7. Schnitzler « und das zweite Blatt datiert mit »3/2 97«

1) Georg Brandes, Arthur Schnitzler: *Ein Briefwechsel*. Hg. Kurt Bergel. Bern: Francke 1956, S.61–63.

2) Arthur Schnitzler: *Briefe 1875–1912*. Hg. Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981, S.312–313.

¹⁶ *schwerlebig*] darüber in Bleistift eine lateinische Entzifferung vermerkt: »schwerblickig«.

^{49–50} *sehr ... siegt*] Zu dieser Zeit war er mit der Abfassung des *Reigen* beschäftigt, doch es dürfte sich eher um den Stoff der »Entrüsteten« handeln, aus dem sich im Laufe der Zeit *Der Weg ins Freie* herauschält. Vgl. den Brief an Otto Brahm vom 13. 5. 1897.

^{52–53} *Grufs, ... Schnitzler*] den restlichen Teil der Grußformel und die Unterschrift am unteren Ende der fünften Seite geschrieben

Erwähnte Entitäten

Personen: Richard Beer-Hofmann, Otto Brahm, Georg Brandes

Werke: Anatol, *Der Weg ins Freie*. Roman, *Freiwild*. Schauspiel in 3 Akten, *Reigen*. Zehn Dialoge, William Shakespeare

Orte: Kopenhagen, Wien

QUELLE: Arthur Schnitzler an Georg Brandes, 3. 2. 1897. Herausgegeben von Martin Anton Müller und Gerd-Hermann Susen. In: *Arthur Schnitzler: Briefwechsel mit Autorinnen und Autoren*. Digitale Edition, <https://schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at/L00643.html> (Stand 11. Mai 2023)